





DER  
HERZSCHLAG  
DER  
ERDE

STEFANIE LOOS

© 2018 Stefanie Loos

Autor: Stefanie Loos

Umschlaggestaltung, Illustration: Stefanie Loos

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:  
Buchschieme von Dataform Media GmbH, Wien

[www.buchschieme.com](http://www.buchschieme.com)

ISBN: 978-3-99070-609-1 (Paperback)

ISBN: 978-3-99070-610-7 (Hardcover)

ISBN: 978-3-99070-611-4 (e-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Ver-lages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Über-setzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für Lily und Björn



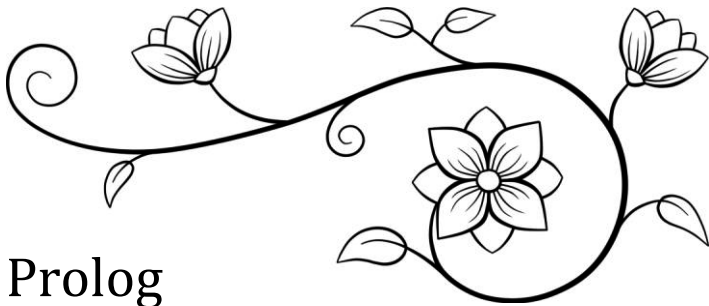
## POLITISCHE KARTE DER



## NÖRDLICHEN HIMMELSPHÄRE







## Prolog

In der Natur hörte Thari das Pochen besonders deutlich. Sie stellte sich gerne vor, dass es der Herzschlag der Erde war. Aber wirklich wissen, woher das Geräusch kam, tat sie nicht. Sie konnte sich noch gut daran erinnern, als sie es vor zwei Jahren zum ersten Mal gehört hatte. Da war sie vierzehn gewesen und hatte ihre Ausbildung als Heilerin gerade erst begonnen.

Sie war am Abend im Wald spazieren gegangen, um die Ruhe zu genießen. Aus dem Wunsch heraus, die Natur mit allen Sinnen wahrzunehmen, setzte sie sich auf den Boden und legte die Handflächen auf das weiche Moos. Sie lauschte dem Zirpen der Grillen und atmete den Duft der Nadelbäume ein. Nach einer Weile hatte sie das Gefühl, Wärme würde vom Waldboden in ihre Hände fließen. Ein Prickeln wanderte ihre Arme hinauf, breitete sich in ihrer Brust aus und erfasste schließlich ihren ganzen Körper.

Und plötzlich begannen der Boden und die Luft zu pulsieren. Sie sprang auf und sah sich um, konnte aber nicht erkennen, wovon das Beben verursacht wurde. Ihr Herz

hämmerte wild, fast wäre sie davongelaufen. Stattdessen nahm sie einen tiefen Atemzug und horchte. Je mehr sie sich auf den langsamen Herzschlag einließ, der den Wald durchdrang, desto ruhiger wurde auch ihr eigener Herzschlag. Es war ein fremder und doch vertrauter Rhythmus, der sie durchströmte – ihr Leben gab. Sie begriff, dass diese Kraft sie schon immer begleitet hatte.

Später am selben Abend hatte sie ihrer Familie begeistert von dem Erlebnis erzählt, aber von ihrer Mutter und ihrer Schwester war sie nur verständnislos angesehen worden. Ihren Vater hatte die Geschichte zwar sehr nachdenklich gemacht, gesagt hatte er trotzdem nichts.

Der Wind blätterte in dem Buch auf ihrem Schoß und rief ihre Gedanken zurück in die Gegenwart. Sie saß auf einem Felsen am Ufer des Fjordes und wollte die Heilpflanzen des Südens auswendig lernen, ihre Aufmerksamkeit wanderte jedoch immer wieder zum Herzschlag der Erde zurück. Wenn sie ganz still wurde, konnte sie ihn überall hören, aber außerhalb der Stadt fiel es ihr am leichtesten. Sie schloss die Augen und ließ sich von dem Pochen umarmen.

Im nächsten Moment wurde sie von einer Traurigkeit überfallen, die sie noch nie gespürt hatte. Ihr Herz wurde so schwer, dass sie einfach hätte losweinen können. Das war das erste Mal, dass der Herzschlag der Erde von einer so starken Gefühlsregung begleitet wurde. Offenbar war sie nun auch in der Lage, die Stimmung der Erde zu spüren. Nur was der Erde solche Trauer bereiten konnte, wusste sie nicht. Sie versuchte, die Schwere wieder abzu-

schütteln – doch ohne Erfolg.

Anstatt den Morgen zum Lernen zu nutzen, beschloss sie, auf den Leuchtturm zu steigen. Der Ausblick von dort oben war immer etwas Besonderes und würde sie ablenken. Das Buch steckte sie in den Lederbeutel, dann kletterte sie über das zerklüftete Ufer hoch zum Waldrand. Auf der anderen Seite des Hügels gab es einen Schotterweg, der den Leuchtturm mit der Stadt verband; auf dieser Seite gab es nur Bäume und einige Felsbrocken, die größer waren als so manche Blockhütte. Sie wählte einen Pfad, den Wildschweine und Elche ins Gestrüpp getreten hatten, und ging den Hang hinauf.

Als sie die Anhöhe erreichte, auf der der Leuchtturm stand, brach die Morgensonne durch die Wolken. Sie stieg die Wendeltreppe zum Leuchthaus hinauf, band sich dabei ihre rostroten Haare zu einem Zopf und trat auf den außenliegenden Rundgang. Wie erwartet peitschte ihr der Wind entgegen. Möwen saßen am Geländer und bäugten sie mit schiefgelegten Köpfen. Bei klarem Wetter konnte man von hier bis aufs Meer hinaussehen, momentan war es dafür zu dunstig.

Wie eine lange Zunge zog sich der Fjord vom Meer durch die Hügel und bis zu den Pieren der Hafenstadt. Das dunkle Grün der Wälder spiegelte sich im Wasser und Schiffe segelten zwischen den Inseln umher. Eines der Schiffe erkannte Thari als den Zweimaster, auf dem ihre Schwester arbeitete. Mit gefüllten ockerfarbenen Segeln, aber noch leeren Fischernetzen, hielt es auf das offene Meer zu. Hinter dem Hafen schmiegt sich reihenweise

Holzhäuser an die Hänge; manche waren rot, andere blau und wieder andere gelb gestrichen, aber alle hatten weiße Fensterläden. Die wenigen aus Stein errichteten Gebäude stachen ebenso hervor wie die umgebende Stadtmauer. Die Hafenstadt Ilgven war das Zentrum von Kultur und Handel im Land der Taru, das sonst in erster Linie aus hügeligem Wald- und Ackerland und verstreuten Dörfern bestand.

Ein Dreimaster hielt auf den Hafen zu, was Thari seltsam vorkam. An der bauchigen Bauweise und den weißen Segeln erkannte sie, dass es ein Schiff aus dem nördlichen Nachbarland Walor war. Schiffe dieser Größe ankerten normalerweise an der Mündung des Fjordes, weil es für sie zu gefährlich war, durch die engen Stellen und zwischen den Inseln zu segeln. Reisende und Waren wurden auf kleineren Schiffen hin und her befördert. Die Walori mussten es also sehr eilig haben, dass sie solch ein Risiko eingingen.

Was Tharis Aufmerksamkeit aber eigentlich auf das Schiff gelenkt hatte, war nicht die Größe, sondern die Traurigkeit, die sie vorhin schon gespürt hatte, und die nun verstärkt mit dem Puls der Erde schlug. Etwas an dem Dreimaster bereitete der Erde offenbar großen Kummer. In Thari weckte das Schiff eine furchtbare Übelkeit, die sie an ein Erlebnis erinnerte, das sie vor einem halben Jahr gehabt hatte.

Ein Reisender war an dem Tag wegen Unruhestiftung zu ihrem Vater ins Rathaus gebracht worden. Als Oberhaupt der Taru war es Haradts Aufgabe, sich um solche

Angelegenheiten zu kümmern.

»Und dann ist er ohne Grund mit einem Messer auf meine Lehrjungen losgegangen!«, hatte sich der Schmied lautstark beschwert, als Thari an der Seitentür des Stadtsaals vorbeigegangen war.

»Bist du dir sicher, dass die Jungen ihn nicht angestachelt haben?«, fragte Haradt.

Der Schmied schnaubte. »Ja, diesmal sind sie unschuldig!«

Obwohl Thari sich schon längst auf dem Weg zum Heilerhaus befinden sollte, spähte sie in den Saal. Mauern und Fensterläden waren mit bunten Wandteppichen verhangen, um den Winter draußen zu halten. Öllampen gaben Licht und die beiden offenen Kamine an den Seiten etwas Wärme. Ihr Vater saß an seinem üblichen Platz am runden Tisch und der Schmied saß mit einem verärgerten Gesicht neben ihm. Die beiden Lehrjungen standen ein Stück abseits im Schatten und hielten einen Mann mittleren Alters zwischen sich, der ein angeschwollenes Auge und eine blutige Lippe vorweisen konnte. Seine dunklen Locken und sein sonnengebräuntes Gesicht ließen Thari annehmen, dass er aus dem Süden stammte. In jedem Fall war er kein Taru, denn die hatten alle rote oder blonde Haare, blasse Haut und Sommersprossen.

Etwas Übelkeit Erregendes lag in der Luft, aber Thari konnte nicht feststellen, woher es kam. Sie konnte nicht einmal zuordnen, ob es nun ein übler Geruch war oder doch dieses ungute Bauchgefühl, dass etwas nicht stimmte.

»Ich möchte hören, was er zu seiner Verteidigung zu

sagen hat!«, sagte Haradt.

»Viel Erfolg!«, brummte der Schmied. »Er spricht kein Wort Taru.« Trotzdem deutete er seinen Lehrjungen, den Fremden näher zu bringen.

Der Mann wehrte sich halbherzig, war allerdings zu benommen, um wirklich etwas gegen die Jungen ausrichten zu können. Sie traten ins Licht und Thari entfuhr ein entsetztes Keuchen.

Hinter dem Mann war eine Gestalt aus dem Schatten getreten, die selbst kaum mehr, als ein Schatten war, und doch eine deutlich spürbare Wirkung auf den Raum hatte. Jetzt wusste sie, warum ihr so übel war. Sie konnte kaum glauben, dass es die anderen nicht reckte, wo sie dem Gespenst doch so viel näher waren. Aber die Männer konnten es offenbar nicht einmal sehen.

Es war zwei Meter groß und beugte sich von hinten über den Fremden. Lange, rauchige Arme sprossen ihm in unnatürlichen Winkeln aus den Schultern. Es streichelte den Mann. Und es flüsterte. Die Worte waren so leise, dass Thari sie nicht verstand, doch den Mann schüttelten sie aus seiner Benommenheit. Er sah auf und der Hass in seinen Augen ließ Thari ruckartig die Flucht ergreifen.

Ihr Vater hatte ihr im Nachhinein erzählt, dass der Fremde fortgelaufen war. Sie hatte nie den Mut aufgebracht, von der Schattengestalt zu sprechen. Nur die Erinnerung daran ließ in ihr dieselbe Übelkeit hochsteigen, die nun von dem Dreimaster im Fjord ausging. Gänsehaut lief ihr den Rücken hinunter. Die Walori brachten etwas mit sich, das furchtbar genug war, um der Erde

Sorgen zu bereiten. Und Thari wollte nicht darüber nachdenken, was das sein konnte.

Sie sah über die Hügelketten zum dunstigen Horizont und versuchte, einen aufmunternden Gedanken zu finden. Wie zur Antwort stiegen drei große Gestalten über den Anhöhen im Norden auf. Tharis Herz machte einen überraschten Hüpfen, vor Freude wäre sie am liebsten selbst in die Luft gesprungen, denn dort am Himmel flogen die anmutigsten Geschöpfe, die sie kannte:

Drachen.

Mit weit gestreckten Flügeln und getragen vom Aufwind, glitten sie über die Landschaft. Ihre Schuppen schillerten in denselben dunklen Grün- und Blautönen wie der Fjord. Thari spürte ihre kraftvolle und zugleich ruhige Ausstrahlung. Sie bekam kaum genug von diesem seltenen Anblick.

So gerne hätte sie selbst die Flügel gestreckt und mit diesen edlen Geschöpfen den Himmel erkundet. Wenn sie die Augen schloss, konnte sie fast den Wind spüren, der um die schlanken Körper der Drachen strich. Fast glaubte sie zu wissen, wie es sich anfühlte, die kräftigen Muskeln der Flügel zu bewegen. Aber das Gefühl war wie die Erinnerung an einen Traum; je mehr sie versuchte, daran festzuhalten, desto weiter entglitt es ihr.

Die Vergangenheit der Taru war eng mit der der Drachen verbunden und die Bilder auf den Wandteppichen im Stadtsaal erzählten die gemeinsame Geschichte. Unzählige Abende ihrer Kindheit hatte Thari damit verbracht, die Stickereien zu bewundern und sich die Legende immer

und immer wieder von ihrem Vater erzählen zu lassen.

»Als unser Volk vor vielen hundert Jahren hier zu siedeln begann, sahen die Drachen das gesamte Fjordland als ihr Reich an, und sie wollten es mit niemandem teilen«, hatte er ihr erklärt. »Die ersten Dörfer, die wir errichteten, brannten die Drachen nieder. Beinahe wären unsere Vorfahren geflohen, denn zu kämpfen war damals genauso wenig die Art der Taru wie heute. Aber ein Mann namens Aneas war entschlossen, einen Weg zu finden, der weder Kampf noch Flucht war. Er ging allein und unbewaffnet zur Königin der Drachen und bat sie, seinem Volk einen Platz an den Fjorden zu geben. Die Königin war so beeindruckt von seinem Mut, dass sie nicht nur seinem Wunsch einwilligte, sondern die Drachen auch zu den Verbündeten der Taru erklärte. Und seither leben Drachen und Menschen in gegenseitigem Austausch und Respekt.« Mit diesem Satz hatte Haradt die Legende jedes Mal beendet. An dieser Stelle endete auch die Geschichte, die die Wandteppiche erzählten.

Seit jener Zeit war jedoch viel passiert; die Drachen waren nicht mehr so zahlreich und der Kontakt zwischen den Völkern war fast völlig abgebrochen. Nur einmal im Jahr reiste Haradt in den Norden des Fjordlandes, wo die Drachen nun lebten, um Rat mit der Fürstin zu halten. Früher hatte Thari ihn immer angebettelt, mit zu diesem Treffen genommen zu werden. Sie fragte ihn auch jetzt noch manchmal, aber die Fürstin empfing nur das Oberhaupt der Taru, sonst niemanden.

Was nach der Verbündung der Völker passiert war, und



warum sich die Drachen inzwischen meistens von den Menschen fernhielten, war nicht bekannt. Es war Thari schleierhaft, wie ein so bedeutender Teil der Geschichte in Vergessenheit geraten hatte können. Sie hatte zwar den Verdacht, dass ihr Vater um einiges mehr wusste, als er zugab, doch so sehr sie auch auf ihn einredete, er weigerte sich, darüber zu sprechen.

Dafür war es allgemein bekannt, dass die Drachen magische Fähigkeiten besaßen, und Thari hätte nur zu gerne gewusst, was genau das bedeutete. Sie fragte sich, ob damit nur gemeint war, dass sie Feuer spucken konnten, oder ob sie noch zu ganz anderen Dingen fähig waren, die sie sich noch nicht einmal vorstellen konnte.

In den Legenden und Märchen der Taru kamen viele magische Wesen vor, doch kaum jemand glaubte, dass es sie wirklich gab. Thari wusste es besser – sie hatte im Wald schon oft Wichtel und Feen gesehen, und mit einem der Naménas war sie sogar befreundet. Die Legende, dass sowohl die Sonne als auch die Erde eine Seele hatten, glaubte sie mit ganzem Herzen.

Einige Märchen erwähnten auch Menschen, die magische Fähigkeiten hatten, aber so jemandem war sie noch nicht begegnet. Angeblich stand ein Magier im Dienste des Königs von Walor. Schon mehrmals hatte sie Matrosen aus Walor gefragt, was dieser Magier denn so machte. Zur Antwort hatte sie allerdings immer nur entsetzte Blicke bekommen.

Die Drachen am Himmel machten einen weiten Bogen um die Hafenstadt, verschwanden dann in den Wolken

und ließen Thari mit der Frage zurück, ob es eine Form von Magie war, dass sie manchmal Dinge wahrnahm, die sonst niemandem auffielen.

*Ist es Magie, dass ich den Herzschlag der Erde spüre?*, dachte sie. Ihr Volk hatte einen Namen für die Seele der Erde. Der Gedanke ließ sie lächeln. Sie sprach den Namen laut aus: »Mara.«

Und als hätte die Erde sie gehört, wurde sie von einer Welle an Fürsorge umschlossen, die sie so sehr berührte, dass ihr Tränen in die Augen schossen. Alles um sie verschwamm. Sie blinzelte die Tränen fort, doch anstatt die Landschaft wieder klar sehen zu können, sah sie ein Glühen, das von den Hügeln und dem Fjord ausging. Vor Überraschung machte sie einen Schritt zurück und stieß gegen die Außenwand des Leuchthauses.

Es war wie das Licht der Glühwürmchen, nur dass es von allem ausging. Mit angehaltenem Atem sah sie sich um. Bald erkannte sie kleine und große Muster, die miteinander verbunden und verwoben waren. Jeder einzelne Baum trug mit seinem blassgrünen Lichtschein zum Ganzen bei. Fischschwärme marmorierten mit ihrem goldenen Schimmer das tiefblaue Glühen des Fjordes. Ja sogar die Möwen am Geländer glühten. Die Lebenskraft, mit der die Natur strahlte, pulsierte im selben Rhythmus, mit dem das Herz der Erde schlug. Nur die Stadt fiel aus dem Takt.

Thari sah zum nördlichen Horizont. Sie wunderte sich, was sie sehen würde, befände sie sich an der Küste. *Welches Glühen gibt das Nordmeer ab?*, dachte sie. Auf einmal glaubte sie, eine gewaltige Erschütterung zu

spüren. Sie verlor das Gleichgewicht, stolperte nach vorne und klammerte sich an das Geländer. Bilder einer Landbrücke schossen ihr durch den Kopf. Sie hörte ein Donnern, dann Schreie und ein Tosen, als Eis und Fels im Meer versanken und hunderte Menschen mit sich rissen.

Die Angst packte sie. Ihre Atemzüge wurden schnell und flach. Sie wandte sich ab und sah Richtung Süden, nur um von einer weiteren Vision überwältigt zu werden. Diesmal waren es Reiter in ledernen Rüstungen, die mit Schwertern und Bögen bewaffnet über fliehende Krieger herfielen.

Aber das wollte sie nun wirklich nicht sehen.

Mit etwas Mühe konzentrierte sie sich auf das Glühen des Fjordes. Ihr Atem beruhigte sich. Sie blinzelte und mit einem Flackern kehrte die Welt zu ihrem üblichen Aussehen zurück. Im selben Moment stellte sie fest, wie hoch die Sonne inzwischen gestiegen war; sie hätte schon vor einer ganzen Weile im Heilerhaus sein müssen.

Sie huschte die Treppe hinunter und lief über den Schotterweg zurück zur Stadt. Das soeben Erlebte machte sie immer noch schwindelig. Diesmal hatte sie etwas Besonderes gesehen. Und sie wusste, dass sie es nicht einfach nur gesehen hatte – Mara hatte es ihr gezeigt. Jetzt musste sie nur noch herausfinden, worum es sich gehandelt hatte.

Sie erreichte die Mauer und betrat die Stadt durch das Tor am Hafen. An den Pieren herrschte das allmorgendliche Durcheinander; die Marktstände auf der Promenade wurden geöffnet, der Fang wurde von den Fischerbooten

getragen und Matrosen aus den verschiedensten Ländern trieben sich umher.

Thari horchte nach dem Herzschlag der Erde, aber wie immer war hier in der Stadt nur ein dumpfes Pochen zu hören. Sie hatte mehrere Vermutungen, woran das liegen konnte, verschob ihre Grübeleien jedoch auf später und lief zum Heilerhaus. Es stand in einer Seitenstraße der Hafenspazierpromenade; ein gelbes Holzhaus, das sich durch das zweite Obergeschoss von den anderen Häusern der Straße abhob. Als sie durch die Eingangstür huschte, rannte sie mit Eyvor zusammen.

»Da bist du ja, Mädchen!«, rief die leitende Heilerin. »Warst du wieder träumen?«

»Nein, ich war spazieren«, sagte Thari.

»Das meinte ich doch!« Eyvor seufzte. »Komm! Es gibt viel zu tun! Wir haben das ganze Haus gepackt voll mit aufgelösten Walori.«

»Was ist denn passiert?«

Die Heilerin zuckte mit den Schultern. »Kaum hat ihr Schiff angelegt, sind sie vor unserer Tür gestanden.«

Noch bevor sie den großen Behandlungsraum im Erdgeschoss betraten, spürte Thari es; das ungute Gefühl, das sie gehabt hatte, als sie das Schiff im Fjord gesehen hatte. Sie befürchtete, dass die Walori eine Schattengestalt mit sich gebracht hatten wie der angriffslustige Reisende aus dem Süden.

Der Behandlungsraum war tatsächlich gesteckt voll mit Walori, die durcheinander und den Tränen nahe schienen. Viele von ihnen waren verletzt. Die Menschen in Walor